

Joachim Wanke

Das Evangelium auf den Leuchter stellen¹

Überlegungen aus ostdeutscher Perspektive

Dass man nicht „missionieren“ darf, gehört zu den Grundüberzeugungen des Zeitgeistes, zumindest in unseren Gegenden. Mission wird gleichgesetzt mit Indoktrinierung, ja mit Intoleranz, mit Fanatismus. Das ist für Christen, die in der Heiligen Schrift den Missionsbefehl Christi lesen („Geht hinaus in alle Welt und macht alle Menschen zu meinen Jüngern!“), eine Herausforderung. Darf man heute missionieren – oder ist das „verboten“? Was lässt sich zum Thema „Mission heute“ sagen? Wir müssen uns zunächst einmal klar machen, worum es bei der Frage eigentlich geht.

Es geht um die Wiedergewinnung einer Grundbestimmung des Christseins und Kircheseins: Wir sind nicht für uns selbst da. Wir haben als katholische Christen (in Gemeinschaft mit allen anderen Mitchristen in der Ökumene) eine Aufgabe für alle. Ohne das Evangelium Jesu Christi fehlt z. B. dem Bundesland Thüringen etwas Entscheidendes. Es fehlt diesem Land und seinen Menschen „das Licht von oben“, der Gotteshorizont.

Jesus Christus selbst bezeichnet seine Jünger als Salz. Salz ist jedoch nicht das Ganze, aber es hat seinen Sinn nur im Bezug zu einem größeren Ganzen, das es „salzen“, also mit seiner Kraft durchdringen soll. Und auch die Metapher Jesu vom Licht auf dem Leuchter ist ein Bild, das im Zeitalter des künstlichen Lichts unmittelbar verständlich ist. Licht soll beleuchten.

Es beleuchtet Vorfindliches. Es hat keinen Sinn in sich, sondern nur in Beziehung zu anderen Wirklichkeiten.

Im Evangelium geht es nicht um Wirtschaft und Politik, um Wissenschaft oder Kunst, noch nicht einmal um Bildung und Erziehung. Das Evangelium ist in der Tat so etwas wie eine eigentümliche Beleuchtung *aller* menschlichen Wirklichkeitsbereiche. Es erzeugt eine Einfärbung aller Dinge, gleichsam eine Fermentierung, die eine alles durchdringende, perspektivverändernde Kraft hat.

Ich gliedere meine Überlegungen in folgender Weise: Zunächst (1.) soll bedacht werden, was das Wort Evangelium meint, sodann ist zu fragen (2.), was das Evangelium denen bringt, die sich auf dessen Botschaft einlassen, und abschließend (3.) ist nach den Chancen für eine neue Auskunftsfähigkeit im Gottesglauben zu fragen.

1 Das Evangelium – der Vorgriff auf die neue Welt Gottes

Das griechische Wort *euangelion* heißt bekanntlich soviel wie „Botschaft“, „Frohbotenschaft“. Wir würden heute sagen: Nachricht von Gewicht! In hellenistischer Zeit war z. B. ein *euangelion* die Botschaft, dass der Kaiser eine Stadt mit seiner Gegenwart und mit kräftigen Geldzuwendungen beehren

¹ Festvortrag anlässlich der Thomas-Akademie am 26. Januar 2010 an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz.

wollte! (Welche Stadt würde sich nicht auch heute über ein solches *euangelion* freuen!). Das Evangelium im heutigen, religiösen Sinn ist Frohbotschaft, die das Kommen Jesu Christi meint und sich auf seinen Ostersieg über Sünde und Tod bezieht.

Um es auf den Punkt zu bringen: Evangelium meint in unserem Zusammenhang nicht nur die Botschaft des irdischen Jesus von Nazareth. Jesus *verkündet* nicht nur das Evangelium, er *ist* das Evangelium selbst in seiner Person, in seinem Geschick.

Evangelium im christlichen Sinn meint – um mich hier an Paulus anzulehnen – die Ansage eines grundlegenden Machtwechsels, einer „Wende“, für welche die politische Wende in unserem Land und Osteuropa vor 20 Jahren nur eine schwache Analogie ist. Es geht um die Ablösung aller gottfeindlichen Mächte und Gewalten aus ihren angemäßen Machtpositionen. Es geht um die Einsetzung des Auferstandenen zum Herrn über alle Welt.

Jesus selbst spricht in seiner Verkündigung vom kommenden und schon jetzt angebrochenen Reich Gottes. Überall, wo Gottes Herrschaft anerkannt wird, beginnt etwas Neues, eben: das Reich des Vaters. Auch wenn das endgültige Kommen des Gottesreiches noch aussteht, bestimmt es doch schon die Gegenwart, so ähnlich, wie etwa die Anwartschaft auf die Europäische Union in manchen Staaten schon Jahre zuvor die politische Agenda solcher Beitrittsanwärter bestimmt.

Ich verdeutliche diese Dialektik des „Schon“ und „Noch nicht“ gern an einem Erlebnis: Bei einem Urlaub in der slowakischen Tatra – mitten im Hochsommer – sah ich einmal in der Parkanlage eines Kurortes auf den asphaltierten Wegen junge Athleten auf Rollskiern trainieren. Ein merkwürdiger Anblick! Alle Passanten staunten. Sie ahnten, dass hier vermutlich

höchst effizient für olympische Medaillen geübt wurde, die erst im Winter auf schneebedeckten Pisten gewonnen werden sollten. Doch war der Anblick der mitten im Hochsommer trainierenden Wintersportler höchst verwunderlich, sogar ein wenig zum Lächeln! Hier wurde mir anschaulich demonstriert, was das heißt: „Aus dem Vorgriff“ auf eine kommende Wirklichkeit leben. Das ist für mich ein Bild für christliches Leben aus dem Glauben an das Evangelium.

Dieser Botschaft, diesem Evangelium vom Reich Gottes soll in jeder Generation durch die Kirche, durch uns Glaubende ein „Resonanzraum“ geschaffen werden, damit alle diese Ansage einer Zeitenwende, die Gott herbeigeführt hat, hören und danach ihr Leben neu ausrichten. Ich gebrauche gern dieses Bild vom Resonanzraum, etwa einer Stradivari-Geige. Instrumente benötigen bekanntlich einen Resonanzraum, in welchem der vorgegebene Ton, eine Melodie zum Klingen kommen können. Was ist die Kirche anderes als ein Instrument in der Hand Gottes, ein *instrumentum salutis*.

Ohne Bild: Gott hat schon durch das Kommen Jesu, in seinem Sterben und Auf-erstehen die Welt endgültig und für immer in das Osterlicht getaucht. Dafür hat kein Mensch Patentrechte anzumelden. Das ist allein Gottes Tat. Die Botschaft von diesem denkwürdigen, in Gottes Liebes- und Leidenbereitschaft begründeten Sieg ist seit 2000 Jahren in der Welt. Diese Botschaft ist ein geschichtsmächtiges Faktum – bis in unsere Tage. Es veränderte nicht nur Gesellschaftssysteme, es veränderte Herzen. Das Evangelium macht aus alten Menschen neue.

Freilich: Noch stehen wir „im Kampf“, wie Paulus den Korinthern ins Stammbuch schrieb. Wir sind noch nicht in die Himmel versetzt. Wir sind noch auf der Wander-

schaft in der Wüste. Aber: Der Kampf um Heil oder Unheil unseres Lebens ist schon positiv von Gott entschieden. Unsere einzige Sorge muss sein aufzupassen, vom schon besiegt Feind nicht doch noch in „Nachhut-Gefechte“ verwickelt zu werden und zu fallen ...

Noch einmal: Das Evangelium verhilft zu einer Welt- und Lebenssicht, die alles, wirklich alles im Leben in ein neues, österliches Licht taucht. Das Evangelium ist die Magna Charta der Kirche, wenn wir so wollen: ihr spezifisches „Markenprodukt“.

Daraus ergibt sich aber auch Folgendes: Niemand wird als Christ geboren. Jeder Mensch, der in die Welt kommt, muss für sich selbst, ganz persönlich, Christ werden, das „Licht“ aufnehmen, wie es im Johannesprolog heißt, um so Kind Gottes werden zu können. Auch wir, die wir als Kleinstkinder getauft und christlich erzogen wurden, auch wir mussten und müssen ständig fragen, was unser Getauftsein eigentlich bedeutet. Wir müssen immer wieder neu diese Grundentscheidung des Herzens treffen: Wem will ich gehören? Man könnte sagen: In gewissem Sinn beginnt das Christentum mit jeder Generation neu.

Jetzt haben wir die eigentliche Tiefe dieses so harmlos daherkommenden Wörtchens Evangelium ausgelotet. Das Evangelium ist letztlich Jesus Christus selbst, die Begegnung mit ihm, der von Gott gekommen ist und dennoch ganz unser Menschenbruder bleibt. So gesehen ist das Evangelium Jesu Christi und unsere Antwort darauf die Mitte unseres Christseins. Es ist in der Tat so etwas wie eine Grundorientierung für unser Leben. Es ist Horizonsweiterung, Licht von oben, das alles in eine neue Perspektive rückt. Damit klingt schon an, was wir als Zweites bedenken wollen (ehe wir den Blick auf die anderen richten!):

2 Das Evangelium – Licht für uns (Getaufte und Gefirmte)

Jesus fragt: „Kann ein Blinder einen Blinden führen?“ (Lk 6,39). Man muss selbst erst einmal etwas sehen, ehe man andere auf etwas Sehenswertes aufmerksam machen kann. Man muss selbst erst einmal etwas verstehen, ehe man anderen antworten kann. Das bedeutet: Wir bleiben, auch wenn wir anderen das Evangelium bezeugen, auf Dauer selbst auf das Evangelium als Erhellung der eigenen Existenz angewiesen.

Vielleicht kann wieder ein Bild sagen, was gemeint ist. In einem unbekannten, unübersichtlichen Gelände ist es gut, eine ordentliche Landkarte zu haben. Manche Leute sind so genial, die brauchen nur einmal einen Blick auf eine Karte zu werfen, da wissen sie Bescheid. Ich für meinen Teil nehme gern für unterwegs eine Karte mit, beim Wandern, bei einer Fahrt in nicht so bekannte Gegenden. Es ist gut, ab und zu einmal einen Blick auf die Karte werfen zu können, einfach um sich zu orientieren und ggf. sich neu auszurichten. Zudem kann man auch – über die Karte gebeugt – für andere zum Auskunftsbüro werden, wie das einem durchaus bei Wanderungen passieren kann (Aber damit greife ich schon meinem dritten Stichwort: „Auskunfts-fähigkeit“ vor!)

Was meine ich? Unsere Überlegungen für die Aufgabe, auskunftsfähige Kirche zu werden, greifen zu kurz, wenn wir nur ein Schwarz-Weiß-Schema haben: hier wir Getaufte und Gefirmte – und auf der anderen Seite die anderen, die das Evangelium nicht kennen. Natürlich ist daran etwas Richtiges. Aber dieser Gegensatz wird sofort irreführend, wenn wir meinen, das Evangelium sei uns näher als den anderen. Das stimmt nicht.

Es gibt eine prinzipielle Offenheit aller Menschen für Gottes Anruf. Christi Oster Sieg ist ja für alle errungen und Gottes Heilswille – abstrakt gesprochen – zielt auf alle Menschen. Das ist Grundüberzeugung der Kirche von Anfang an. Darum hat die Kirche sich niemals zur Sekte machen lassen, zu einem Zirkel der Besserwissenden, die sich hochmütig von der Masse der anderen absetzt oder mit ihr nichts zu tun haben will.

Nur ein Hinweis: Die frühe Kirche hat sich nicht gescheut, den bunten Völkerhaufen rund um das Mittelmeer das Evangelium in ihrer jeweiligen Muttersprache zu predigen. Darum kam es von Anfang an zu einem enormen Bedarf an Übersetzungstätigkeit. Ja, manchen Völkern wurde erst durch die Christianisierung ihre eigene Schriftsprache geschenkt. Der hl. Irenäus (gest. um 202) hat noch im hohen Alter in der Verbannung in Lyon Keltisch gelernt, um der einheimischen Bevölkerung in ihrer Muttersprache predigen zu können.

Das ist für mich ein wichtiger Fingerzeig: Die Übersetzungstätigkeit für das Evangelium ist prinzipiell noch nicht abgeschlossen. Es fehlt z. B. noch: das Mitteldeutsche, das Thüringische! Es ist klar, was ich meine: Nicht die hör- oder lesbare Sprache, sondern jene Sprache, in der das Evangelium das Herz der Menschen hier und heute erreichen kann.

Nochmals: Wir Christen sind nicht besser als unsere Mitmenschen. Aber wir *haben* es besser. Wir haben in unseren Händen – im obigen Bild gesprochen –, was andere nicht haben: eine sehr präzise Landkarte, die das Lebensterrain im Überblick zeigt und die gangbaren Wege zu dem alles entscheidenden Ziel, unserem Ankommen bei Gott.

Auch sind wir Glaubende wie alle Menschen noch auf dem Weg. Der Unter-

schied ist: Wir kennen den Weg, auch wenn wir ihn schuldhaft und verblendet zeitweilig selbst nicht gehen.

Das ist übrigens für mich das entscheidende Argument, warum Auskunftsfähigkeit im Glauben nicht notwendig einen hundertprozentigen persönlichen Heiligschein voraussetzt. Auch der Kranke kann einem anderen Kranken sagen, wo er den Arzt findet und die helfende Therapie. Zum Arzt hingehen muss freilich jeder selbst.

Doch genug der Bilder und Vergleiche. Was deutlich geworden sein sollte, ist dies: Das Evangelium ist nicht einfach so in unsere Verfügung gegeben, dass wir es wie eine Tablette weiterreichen könnten. Wir bedürfen selbst dieser Medizin, dieser Speise, dieser Lebensorientierung vom Wort Gottes her – und zwar ständig und ohne darin zu einem abschließenden Ende zu kommen.

Daraus folgt für mich: Zwischen Gläubenden und Nichtgläubenden kann es nur ein Verhältnis existenzieller Solidarität geben. Es ist uns verboten, im Sinne einer Einbahnstraße zu denken. Es geht auch nicht um Hilfeleistung von Besitzenden an solche, die eben auf Hilfe angewiesen sind.

Hilfsbedürftig vor Gott sind *alle* Menschen. Aber uns Gläubenden hat Gott die Gnade geschenkt, unsere Hilfsbedürftigkeit einzusehen und vor allem zu wissen, woher uns Hilfe kommen kann. Der Getaufte hat sich auf Gottes Führung eingelassen. Er sagt Ja und Amen zu einer unendlich kostbaren Gabe, die wir uns nicht selbst verschaffen oder verdienen können: Gottes Freundschaft, sein Erbarmen.

Ich spreche an dieser Stelle gleich einmal einen grundlegenden Einwand an, der von manchen gegenüber einer sich religiös verstehenden Existenz gemacht wird und der das Denken und Empfinden der

Moderne durchzieht: Es ist der Verdacht, mit einem religiösen Glauben verliere der Mensch seine Autonomie, seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Religion, und eben auch christliche Religion – so lautet der Vorwurf – sei ein Zustand der Fremdbestimmtheit, in der dem Menschen das Recht auf schöpferische Selbstverwirklichung und moralische Autonomie genommen würde. Das ist der geheime Stachel, der viele auch nachdenkliche Menschen vom Glauben an Gott und an das Evangelium abhält.

Darauf mag es manches zu antworten geben, von der Anthropologie her, die weiß, dass wir grundsätzlich dialogische und nicht monologische Wesen sind; von der Theologie her, die aufzeigen kann, dass Gottes Freiheit nicht als Konkurrenz, sondern nur als Ermöglichungsgrund der Freiheit des Menschen zu verstehen ist. Der Psalmist sagt: „In deinem Licht schauen wir das Licht!“ (Ps 36,10).

Ich denke manchmal: Muss einer, wenn er spricht, um die Grammatik wissen? Grammatik ist die selbstverständliche Voraussetzung beim Sprechen und Schreiben, an die wir im alltäglichen Gebrauch nicht denken. Jetzt nehme ich einmal meinen Mund sehr voll: Für mich ist die Welt Gottes weder fern noch verworren. Sie ist für mich eine Sache täglicher und stündlicher Erfahrung, wie vergleichsweise das Atmen. Die Leugnung Gottes kommt mir vor wie eine Art Amnesie, wie eine Geistesabwesenheit, eine Vergesslichkeit. Man denkt eben beim Lesen nicht an die Augen.

Die Verweigerung des Gottesglaubens ist und bleibt ein Geheimnis des Herzens. Ich gebe zu: In unseren Zeiten ist die Gotteswirklichkeit so abgedunkelt, dass manche sie nur sehr schwer wahrnehmen können. Wir heutigen Menschen sehen überall nur uns selbst. Wir durchschauen – wie wir meinen – alles, aber auch wirklich alles,

selbst die Religion, ihre Entstehung und ihre Existenzbedingungen. Wer aber alles durchschaut, sieht am Ende gar nichts mehr!

Ich vergleiche gern meinen Gottesglauben mit einer Bindung, die mich freisetzt. Solche Erfahrungen gibt es ja durchaus. Freilich: Solche Bindungen sind nicht andemonstrierbar. Sie müssen erprobt werden, um ihre innere Evidenz zu erweisen. Das ist ähnlich wie bei Bindungen an Werte: Wenn man von ihnen nicht ergriffen wird, sind Belehrungsversuche mit der Zielrichtung ihrer Verinnerlichung meist aussichtslos. Was man aber tun kann, ist: Man kann solche Bindungen bezeugen, man kann von ihnen erzählen, man kann sie empfehlen („vorschlagen“ – proposer, wie der bekannte Brief der französischen Bischöfe „Proposer la foi“ formuliert). Und genau das – bezeugen, erzählen, vorschlagen – sind die Felder, innerhalb derer sich eine missionarische Pastoral ereignen kann.

Und damit sind wir beim dritten Stichwort unserer Überlegungen: der Frage nach einer neuen Auskunftsfähigkeit in Sachen Gottesglaube. Was bestärkt heute darin, eine neue missionarische Präsenz des Evangeliums zu erhoffen?

3 Das Evangelium – Licht für alle

Vor allem hier im Osten Deutschlands drängt sich ins Bewusstsein, was freilich auch anderswo mehr und mehr zu spüren ist: Die Verkündigung der christlichen Botschaft muss sich heute dem weit verbreiteten Phänomen einer religiösen Indifferenz stellen. Es ist, als ob hierzulande, besonders natürlich hier in den östlichen Bundesländern, viele Zeitgenossen einen religiösen „Sprachverlust“ erlitten haben. Sie sind nicht mehr in der Lage, bestimmte menschliche Grunderfahrungen in religiö-

sen Worten oder Zeichen auszudrücken. Christlich-kirchliche Vokabeln sind für sie wie „Chinesisch“. Warum das so ist, ist nochmals eine eigene Frage.

Bezüglich der östlichen Bundesländer ist sicher eine Ursache dafür der Ausfall bzw. die staatlich verordnete Verdrängung von Religion aus der gesellschaftlichen Öffentlichkeit der vier Jahrzehnte nach dem letzten Weltkrieg. Da die kommunistische Ideologie die Religion und speziell das Christentum zu den reaktionären Kräften zählte, deren gesetzmäßiges Absterben sich freilich merkwürdig verzögerte, versuchte man dieses Absterben staatlicherseits zu beschleunigen. Von Gewicht war neben mancherlei Schikanen und Repressionen vor allem der Ausfall einer religiösen Wissensvermittlung im Bereich der schulischen und außerschulischen Bildung. Viele Menschen sind im Osten Deutschlands in einer völlig religionslosen Atmosphäre aufgewachsen.

Doch sollte die religiöse und kirchliche Situation der neuen Bundesländer nicht zu sehr als Sondersituation betrachtet werden. Die Herausforderungen für eine christliche Verkündigungsarbeit in Ost und West ähneln sich letztlich doch sehr. Zudem machen wir hier im Osten teilweise die merkwürdige Erfahrung, dass sich gerade dort, wo Menschen dem Gottesglauben ganz entfremdet sind, sich neue Möglichkeiten für die Verkündigung auftun. Sie erfahren in gewisser Hinsicht die Botschaft des Evangeliums als etwas völlig Neues, bisher Unbekanntes. Ihnen fehlen manche Vorurteile gegenüber Kirche und Religion, die manchmal eine Begegnung besser glücken lassen als anderswo.

Freilich liegen die Gründe für die religiöse Sprachlosigkeit vieler Zeitgenossen sicher noch tiefer. Da ist zum einen die atheistische Prägung der vergangenen Großideologien zu nennen, die Religion als fal-

sches Denken, als Opium für das Volk oder auch als Ressentiment der Zu-Kurz-Gekommenen, Diskreditierten. Da wäre zum anderen auch manches an den schrecklichen Erfahrungen gerade des 20. Jahrhunderts zu nennen, die Gräueltaten der Kriege und die ungeheuren Verbrechen, die den Glauben an einen guten und menschenfreundlichen Gott bis in die Wurzel erschütterten – und bis heute für viele fragwürdig machen.

Was ich als grundlegende Aufgabe für unsere Kirche benennen möchte, sage ich mit den Worten unseres Papstes (in seinem Brief an die Bischöfe vom 10. März 2009): „In unserer Zeit, in der der Glaube in weiten Teilen der Welt zu verlöschen droht wie eine Flamme, die keine Nahrung mehr findet, ist die allererste Priorität, Gott gegenwärtig zu machen in dieser Welt und den Menschen Zugang zu Gott zu eröffnen.“ Und noch einmal einige Sätze weiter: „Die Menschen zu Gott, dem in der Bibel sprechenden Gott zu führen, ist die oberste und grundlegende Priorität der Kirche ...“

Unsere Bischofskonferenzen haben in den letzten Jahren den Gedanken einer neuen missionarischen Präsenz des Evangeliums in unseren Ländern nachdrücklich herausgestellt. Das hat bei vielen ein zustimmendes Echo gefunden. Aber es zeigten sich gleich auch die Ratlosigkeit. Ja, es ist wieder „Zeit zur Aussaat“, um diese biblische Metapher zu gebrauchen. Aber gibt es auch den aufnahmebereiten Ackerboden? Es braucht Glaubende, die gegenüber anderen in Glaubensdingen ihr Herz auftun und bezeugen, „zu welcher Hoffnung sie berufen sind“. Aber wo finden sich solche gläubigen Frauen und Männer, die in einer überzeugenden Weise – unaufgeregt, mit „Bodenhaftung“ und menschenfreundlich – vom Glauben an Gott und was er in ihrem Leben bewirkt, sprechen können?

Die Aufgabe ist skizziert. Es braucht eine Kirche, die bereit ist, in gewandelter Zeit wieder neu „Missionskirche“ zu werden – wobei das in Österreich, Bayern und im Rheinland anders aussehen wird als in Thüringen und Sachsen.

Ich möchte hier noch eine kleine Bemerkung einfügen: Der unlösbare Zusammenhang von christlichem Glauben und Leben in und mit der Kirche ist theologisch völlig klar. Aber seelsorglich-praktisch wird es so sein, dass die Kirche nicht mit sich selbst werben darf, sondern nur mit dem (ihr von Gott anvertrauten) Evangelium. Und das ist ein Unterschied! Wenn es stimmt, was wir als Theologen sagen, nämlich dass die Kirche nur das Gefäß der Gottesgnade ist, der Resonanzraum, in dem Gottes Melodie zum Klingen kommen soll, dann ist deutlich: Wir haben nicht die Kirche auf den Leuchter zu stellen, sondern das Evangelium.

Ich sage das so deutlich – auch auf die Gefahr hin, Ärgernis zu erregen –, weil ich verhindern möchte, dass wir in die „Kirchenfalle“ tapen, also in eine Haltung, in der wir mit der angeblichen Perfektion und Größe der Kirche werben. Natürlich freue ich mich, wenn die Kirche in der Welt einen guten Eindruck macht. Aber beweisen eine Million Jugendliche bei einem Papsttreffen für die Richtigkeit des Evangeliums mehr als die Tapferkeit eines einsamen sterbenden Christen, der sein Ausgelöscht-Werden als Heimgang zu Gott annimmt und bejaht? Wir sollen und dürfen uns durchaus dafür einsetzen, dass die Kirche attraktiv ist (ich leide selbst unter ihren Fehlern und Schwächen, zu denen auch ich meinen Teil beitrage). Aber worum es eigentlich bei unserem Thema geht, ist unser Einsatz dafür, dass unseren Mitmenschen die Größe ihrer Berufung durch Gott aufgeht! Sie sollen Anwärter seines Reiches werden,

Schüler des Evangeliums, Menschen, die ihr Leben nach dem Lebensmaßstab Jesu Christi ausrichten. Dass sie dadurch Glieder der Kirche Jesu Christi werden, die alle Glaubenden umfasst, auch jene, „um deren Glauben niemand weiß, als Du (Gott) allein“, wie wir im Kanon beten, das steht auf einem anderen Blatt.

Darüber also gilt es nachzudenken: Menschen mit Gott in Berührung zu bringen, mit dem Evangelium Jesu Christi, mit dieser irdischen Lebenssicht, aus der wir selbst zu leben versuchen. Es geht bei der Berührung mit dem Evangelium um Einweisung in die Wirklichkeit – aber eben nicht in eine halbierte Wirklichkeit, wie sie uns der Zeitgeist suggeriert, sondern in die volle Wirklichkeit des Daseins und der Welt, zu der auch das Dunkle und Kreuzesförmige gehört.

In dieser Grundoption einer missionarischen Pastoral ist freilich implizit eine weitere mitgegeben: Es braucht eine innere Annahme der Situation, in die Gott unsere Kirche mit ihrer Seelsorge hineinführt. Ich sage sofort dazu: Diese Annahme besagt nicht Angleichung oder gar Kapitulation vor dem Zeitgeist, was immer das auch sei. Wer anerkennt, dass wir in einer offenen, geistig-pluralen Gesellschaft leben, anerkennt damit noch nicht den Pluralismus, den manche in dieser Gesellschaft bis hin zum Exzess der Vergleichgültigung jedweder Suche nach Wahrheit und Lebenssinn treiben.

Ich meine vielmehr eine Bereitschaft, sich auf diese offene, liberale, aber auch fragende und suchende Gesellschaft einzulassen, auf die Menschen, so wie sie heute sind, nicht wie sie nach unseren christlichen Vorstellungen sein sollten. Es braucht eine innere Empathie für Zeitgenossen, die tief in ihrem Herzen von den Herausforderungen der Moderne, etwa der un-

geheuren Ausweitung unseres Wissens und unserer Fertigkeiten fasziniert, aber auch verunsichert sind. Das sieht zum Teil im Osten anders aus als im Westen. Aber insgesamt ist das geistige Umfeld, in dem wir das Evangelium auszurichten haben, in Ost und West gleich: Es gilt standzuhalten einer Ratlosigkeit, die fragt, was der verkündigte Gott des christlichen Glaubens mit dem eigenen Leben und dem Zustand unserer Gesellschaft zu tun haben könnte.

Die Lebensoptionen sind heutzutage so vielgestaltig und unterschiedlich geworden, das Herkommen der Einzelnen und die dahinter stehenden Traditionen so brüchig, dass Menschen bis in die Mitte unserer Gemeinden hinein die bisher tragenden Selbstverständlichkeiten des Christlich-Katholischen anfragen und für sich neu begründen müssen. „Hier stehe ich – und ich könnte auch ganz anders!“ Das ist in Kurzfassung die Diagnose einer Befindlichkeit, die den Pluralismus und die Kontingenzerfahrungen der Gegenwart treffend kennzeichnet. Diese Situation anzunehmen, sich ihr zu stellen und in diesem nicht mehr vom christlichen Glauben dominierten Umfeld das Evangelium neu präsent zu machen, das ist die eigentliche Herausforderung, vor der wir als Kirche stehen.

Was hat das für Konsequenzen für den Weg unserer Kirche? Ich nenne drei Aufgaben, denen sich unsere Kirche mit ihren derzeit immer noch beachtlichen quantitativen und qualitativen Ressourcen verstärkt stellen muss:

a) Wir brauchen eine Vertiefung und „Verheutigung“ unserer Gottesverkündigung. Das ist zunächst eine intellektuelle Herausforderung, in der sich angesichts heutiger Welt- und Lebenserfahrungen der Menschen Theologie und Bildungsarbeit

unserer Kirche bewähren müssen, aber auch eine Herausforderung für die öffentliche Verkündigung, für die Katechese und den Religionsunterricht. Es gilt, angesichts gegenwärtiger Infragestellungen des Glaubens verantwortet „Gott denken“ zu können, sonst droht die Gefahr, dass wir uns ins Sektenhafte verabschieden.

Damit verbunden ist eine pastoral-praktische Herausforderung: Vermehrt werden in Zukunft „Wege erwachsenen Glaubens“ notwendig, die Einzelne und kleine Gruppen in eine mündige, auskunftswillige und auskunftsfähige Form des Christseins heute einweisen, bis hin zu einer Einübung dieses Christseins im modernen Lebensalltag mit seinen Fragen und Paradoxien. Die Pfarrgemeinden werden dabei ein wichtiger „Glaubensort“ bleiben, aber für zunehmend viele Menschen eben nicht der einzige. Wo sind solche Lebensorte des Menschen heute, die für ihn zu persönlichen und gemeinschaftlichen Glaubensorten werden könnten? Welche Rolle spielt dabei die Welt der Medien, die uns immer mehr bestimmt? Hier ist neben allen, denen in unseren Diözesen an einer missionarischen Pastoral liegt, auch die universitäre Theologie mit ihrer Kompetenz gefragt.

b) Wichtige Orte kirchlich-missionarischer Präsenz werden auch künftig Diakonie-Orte sein. Unsere Kirche wird solche Räume brauchen, auch wenn die öffentliche Hand vieles nicht mehr so wie früher finanziell fördern kann. Weniger könnte dann auch mehr sein. Aber ohne solche Orte, an denen „das Sakrament des Bruders und der Schwester vor den Kirchentüren gespendet wird“ (wie Hans Urs von Balthasar einmal gesagt hat), kann Kirche nicht auskommen. Das können Schulen, Kindergärten, Bildungseinrichtungen sein, das können kleinere Initiativen Einzelner

und Gruppen auf der Basis bürgerschaftlichen Engagements sein, aber eben auch überkommene oder neue Orte der Leib- und Seelsorge, in denen Kirche den Dienst der Fußwaschung im Sinn des Herrn leistet. Ich bin dankbar, dass die Bereitschaft, Orte der Diakonie auch als Orte der Pastoral neu zu entdecken und zu stärken, beim Deutschen Caritasverband und anderen Trägern katholischer Sozialarbeit, aber auch in den größer werdenden Pfarreien am Wachsen ist. Auch in dieser Hinsicht sollten wir sorgfältig die Tendenzen und Veränderungen in der heutigen Gesellschaft analysieren und bewerten, welche die Akteure sozialer Arbeit und die Formen etwa bürgerschaftlichen ehrenamtlichen Engagements betrifft. Wir können als Kirche davon nur profitieren.

c) Und schließlich brauchen wir mittelfristig, gerade angesichts des derzeitigen Streites um das Erbe des letzten Konzils, eine Vertiefung der theologischen, liturgischen und spirituellen Kompetenz – beim Klerus und beim Gottesvolk. Wenn es zum Wesensvollzug der Kirche gehört, dass sie feiert, was sie bekennt, und dass sie betet, was sie glaubt, wird das Grundwasser einer soliden liturgischen Frömmigkeit und spirituellen Bildung an Bedeutung gewinnen. Solide religiöse Bildung, selbst- und zeitkritische Glaubensvergewisserung ist und bleibt ein dringliches Desiderat. Die Kirche und ihr Lehramt braucht gerade heute die Theologie als Bezeugungsinstanz des Glaubens. Ich bin dankbar, dass wir in den neuen Bundesländern Ostdeutschlands wenigstens eine katholisch-theologische Fakultät haben.

Der Katholik von morgen muss ein informierter Katholik sein – und er wird sich aus dem Grundwasser einer Frömmigkeit speisen müssen, die den heutigen Herausforderungen, ja Infragestellungen des

christlichen Glaubens standhalten kann. Ich plädiere dafür, dass das Stichwort „gebildete Frömmigkeit“ wieder einen guten Klang in unserer Kirche erhält.

Vielleicht könnte man eine Grundaufgabe von Kirche und einer missionarischen Pastoral heute mit dem Stichwort kennzeichnen: „Anknüpfungsmöglichkeiten für das Evangelium erkunden.“

Das wird in den verschiedenen Regionen unserer Länder sehr unterschiedlich aussehen. Auch der Osten Deutschlands ist nicht so religionslos wie manche meinen. Spurenelemente des Christentums sind hier durchaus auch gegeben: Feiertagskultur, mancherlei Brauchtum, Interesse an Geschichte bzw. auch persönliche Erfahrungen, an die man anknüpfen kann: die Tatsache der eigenen Taufe, die Taufe der Eltern oder Großeltern, ein bruchstückhaftes Wissen um Religion, die Begegnung mit Fremdreigionen.

Doch sollten auch andere, vielleicht noch tiefer im Wesen des Menschen ansetzende Anknüpfungen in den Blick genommen werden. Aus meiner Erfahrung heraus ist das besonders die Erfahrung einer glückenden Beziehung, manchmal auch nur die Sehnsucht danach, oder auch die Erfahrung eines Scheiterns solcher Beziehungen. Solche Erfahrungen bilden so etwas wie ein „Tor zur Transzendenz“. Beziehungen kann man bekanntlich nicht machen. Sie sind zutiefst Geschenk. Und doch bestimmen ihr Gelingen oder Misslingen die Qualität des Lebens.

Einige Beispiele für diese Art der Anknüpfung der christlichen Verkündigung an die Lebenssituation von Menschen sind im Bistum Erfurt entwickelt worden, etwa Segnungsgottesdienste, die den Blick für das Geschenk von Freundschaft und Partnerschaft stärken, das nächtliche Weih-

nachtslob für Nichtchristen, die Feier der Lebenswende für junge, ungetaufte Menschen, das monatliche Totengedenken als Angebot für Bewohner der Stadt Erfurt, die ihre Angehörigen haben anonym bestatten lassen, „Kosmas und Damian-Gottesdienste“ für Langzeitkranke und Behinderte, die trotz aller medizinischen Hilfe mit ihren Begrenzungen weiterleben müssen, oder seit drei Jahren die Aktion von Theologiestudenten für die vielen nichtgläubigen Besucher des Erfurter Weihnachtsmarktes „Folge dem Stern“, die ihnen den Sinn des Weihnachtsfestes erschließen wollen.

In einer nichtchristlichen, von säkularer Ethik gespeisten Gesellschaft gilt es stärker als in einer christentümlich geprägten Gesellschaft in der Verkündigung des Glaubens neue Wege zu gehen. Dabei geht es um ein Anbieten des Glaubens, das nicht „von oben“ her kommt, sondern das aus einer Haltung der Grundsympathie mit den Menschen jene Momente des Evangeliums zum Leuchten bringt, die den Menschen eine Identifizierung mit der christlichen Botschaft von innen her ermöglichen. Glaubensverkündigung und Seelsorge können ja nur „Hebammdienste“ im Blick auf das Gottesverhältnis der Menschen leisten, niemals den Glauben „produzieren“. Dieses Wissen verhindert zum einen die vorschnelle Etikettierung und Abwertung von Menschen als rettungslos unreligiös. Sie beflügelt zum anderen den seelsorglichen Einfallsreichtum, unter Umständen auch neue Wege in der Verkündigung an Nichtchristen zu beschreiten.

Was mich für unsere Pastoral zuversichtlich stimmt: Es gibt eine wachsende Sehnsucht nach dem Heiligen in der Gesellschaft, auch wenn atheistische Gereiztheiten und Tendenzen zum Blasphemischen ebenso (oder gerade deswegen?) zu registrieren sind. Die Präsenz des Religiö-

sen in der Gesellschaft transformiert sich – aber das Religiöse verschwindet nicht. Auch wenn sich die Gestalt von Kirche und die Praxis ihrer Pastoral stark verändern wird, bin ich von der bleibenden Aktualität des Evangeliums, das die Kirche den Menschen jeder Zeit anbieten darf, überzeugt.

Der christliche Glaube wird sich in Zukunft freilich stärker qualitativ präsentieren und weniger quantitativ. Auch heute gilt das Wort: „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch nützt nichts“ (Joh 6,63). Es braucht in einer sich ins Subjektive und Beliebige weiter verlierenden Moderne eine Spiritualität, die dem einzelnen Christen Stehvermögen verleiht und ihm hilft, sich dennoch anderen Positionen gegenüber als dialogfähig zu erweisen.

Die alte Selbstverständlichkeit gewinnt wieder neue Evidenz: Nur die Beter werden als Christen bestehen. Eine Kirche, die im Gottesgeheimnis fest verwurzelt ist, bleibt auch heute für die Menschen interessant. Dass dies so ist, darauf gründet meine Hoffnung – auch für unsere Kirche, die mit der Verkündigung des Evangeliums in eine neue Zeit hinein unterwegs ist.

Der Autor: Dr. Joachim Wanke, Jahrgang 1941, in Schlesien (Breslau) geboren, in Thüringen (Ilmenau) aufgewachsen. Nach dem Studium der katholischen Theologie 1966 Priesterweihe in Erfurt, einige Jahre Seelsorgedienst im Eichsfeld, dann Aufbau-studium und Promotion im Fach Neues Testament, Dozent und Professor für neutestamentliche Exegese. Seit 1981 apostolischer Administrator in Erfurt, ab 1994 Bischof des neu errichteten Bistums Erfurt. Von 1995 bis 2001 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, von 1998 bis 2010 Vorsitzender der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz.